

DONATO CARRISI

DER Thriller
TODES
FLÜSTERER

PIPER



Ein Ort in der Nähe von W.
5. Februar

Der große Nachtfalter flog ihn durch die Dunkelheit. Geschickt wich er den Gefahren der Berge aus, die friedlich wirkten wie Schulter an Schulter schlafende Riesen. Über ihnen der samtene Himmel. Unter ihnen dichter Wald.

Der Pilot sah sich nach seinem Passagier um und deutete auf ein riesiges weißes Loch am Boden, ähnlich einem beleuchteten Vulkankrater. Der Hubschrauber schwenkte und flog darauf zu. Sieben Minuten später landete er auf dem schmalen Seitenstreifen einer Landstraße. Die Straße war gesperrt, ringsum wimmelte es von Polizisten. Ein Mann in dunkelblauem Anzug holte den Passagier unter dem laufenden Rotor ab und hatte dabei alle Mühe, seine flatternde Krawatte zu bändigen.

»Herzlich willkommen, wir haben schon auf Sie gewartet!« Er musste schreien, um das Knattern der Rotorblätter zu überhören.

Goran Gavila erwiderte nichts.

»Kommen Sie, ich erkläre Ihnen alles unterwegs«, fuhr Kommissar Stern fort.

Sie schlugen einen Trampelpfad ein und entfernten sich von dem lärmenden Helikopter, der sich bereits wieder in die Höhe schraubte und kurz darauf vom nachtblauen Himmel verschluckt wurde.

Der Nebel glitt wie ein Leichentuch von den Bergen und entblößte ihre Konturen. Die Gerüche des Waldes ringsum verschmolzen mit der nächtlichen Feuchtigkeit, die

an den Kleidern emporkroch und sich kalt an die Haut schmiegte.

»Leicht hat er es sich nicht gemacht, das kann ich Ihnen sagen. Wer das nicht gesehen hat ...«

Kommissar Stern redete im Gehen; er war Goran ein paar Schritte voraus und bahnte ihm den Weg durchs Gestrüpp. »Es fing alles heute Morgen an, so gegen elf. Zwei Jungen führen ihren Hund spazieren, schlagen diesen Weg ein und folgen ihm bergauf durch den Wald. Oben angekommen, treten sie auf die Lichtung hinaus, und da gerät der Hund völlig aus dem Häuschen. Ein Labrador, müssen Sie wissen. Die sind bekannt dafür, dass sie gern graben ... Jedenfalls nimmt das Tier Witterung auf, gräbt ein Loch – und fördert den ersten zutage.«

Goran war bemüht, Schritt zu halten, während sie auf dem steilen Pfad immer tiefer ins Unterholz eindringen. »Natürlich laufen die Kinder sofort los und verständigen die örtliche Polizei«, fuhr der Beamte fort. »Die ist augenblicklich zur Stelle, nimmt den Ort in Augenschein, vermisst, sucht nach Indizien – was man eben so macht, Routinearbeit. Irgendwann kommt einer auf die Idee, weiterzugraben und nachzusehen, ob noch mehr zu finden ist. Dabei stoßen sie auf den zweiten. Daraufhin werden wir eingeschaltet: Wir sind jetzt seit drei Uhr hier. Im Moment kann niemand absehen, was da noch alles vergraben liegt. So, wir sind da ...«

Vor ihnen öffnete sich eine kleine, von gewaltigen Scheinwerfern erhellte Lichtung – die leuchtende Krateröffnung. Die Düfte des Waldes verflogen auf einen Schlag und wichen einem beißenden Geruch.

Goran hob den Kopf, schnupperte kurz und sagte: »Phenol.«

Ein Kreis aus kleinen Gräbern. Und rund dreißig Männer in weißen Schutzanzügen, die mit kleinen Schaufeln in der Erde gruben. Einige durchkämmten das Gras, während andere fotografierten und sorgfältig jedes Fundstück katalogisierten. Alles bewegte sich wie in Zeitlupe. Jeder Handgriff saß, jede

Geste war wohlüberlegt, jede Aktion erfolgte mit traumwandlerischer Sicherheit, und über allem lag eine ehrfurchtsvolle Stille, die nur hin und wieder vom Klacken eines Blitzlichts durchbrochen wurde.

Goran Gavila entdeckte die Kommissare Sarah Rosa und Klaus Boris. Auch Hauptkommissar Roche war da.

Als dieser ihn sah, kam er mit großen Schritten auf ihn zugeeilt, doch Goran ließ ihn gar nicht erst zu Wort kommen. »Wie viele?«, fragte er, bevor Roche auch nur den Mund aufmachen konnte.

»Fünf. Und jedes ist genau fünfzig Zentimeter lang, zwanzig breit und fünfzig tief. Was vergräbt man deiner Meinung nach in solchen Löchern?«

In allen ein und dasselbe.

Der Kriminologe sah sein Gegenüber erwartungsvoll an.

Die Antwort kam prompt: »Linke Arme.«

Gorans Blick schweifte über die Leute von der Spurensicherung, die das absurde Gräberfeld untersuchten. Sie förderten verwesene Körperteile zutage, doch das wunderte ihn nicht, denn das eigentliche Verbrechen, um das es hier ging, hatte lange vor dieser unreal anmutenden Nacht stattgefunden.

»Sind es die Mädchen?«, fragte Goran, aber diesmal kannte er die Antwort bereits.

»Dem Barr-Test zufolge handelt es sich um Personen weiblichen Geschlechts und weißer Hautfarbe, zwischen neun und dreizehn Jahre alt.«

Kinder.

Roches Stimme verriet nicht die geringste Regung, als er den Satz aussprach.

Debby. Anneke. Sabine. Melissa. Caroline.

Die Geschichte hatte fünfundzwanzig Tage zuvor begonnen: Aus einem angesehenen Internat für Sprösslinge reicher Eltern war eine Schülerin verschwunden. Zunächst dachten alle, sie sei abgehauen. Das Mädchen war zwölf Jahre alt und

hieß Debby. Ihre Klassenkameraden hatten sie zuletzt gesehen, als sie bei Unterrichtsende das Klassenzimmer verließ. Man war erst bei der allabendlichen Zusammenkunft im Mädchenschlafsaal auf ihr Fehlen aufmerksam geworden. Alles deutete darauf hin, dass es sich um einen dieser Fälle handelte, denen die Lokalzeitungen einen halben Artikel auf der dritten Seite widmen; danach nur noch kurze Pressenotizen in Erwartung des sicheren Happy Ends.

Doch dann verschwand Anneke. Aus einem kleinen Dorf. Anneke war zehn Jahre alt. Zunächst nahm man an, sie hätte sich bei einem ihrer zahlreichen Ausflüge mit dem Mountainbike im Wald verirrt. Die Suchtrupps wurden tatkräftig von der örtlichen Bevölkerung unterstützt. Aber die Suche war erfolglos geblieben.

Noch bevor man richtig begriff, was eigentlich los war, passierte es erneut. Die dritte hieß Sabine, sie war die jüngste. Neun Jahre alt. Diesmal war es in der Stadt passiert, an einem Samstagabend. Das Mädchen war mit seinen Eltern auf dem Rummelplatz, wie viele andere Kinder. Es kletterte auf das Holzpferd eines Karussells. Bei der ersten Runde winkte die Mutter ihr zu. Sie winkte auch bei der zweiten Runde. Bei der dritten Runde war Sabine verschwunden.

Drei vermisste Kinder innerhalb von nur drei Tagen – erst da fiel auf, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Sofort wurden die Ermittlungen aufgenommen, in großem Stil. Von Anfang an war die Rede von einem oder mehreren Sexualverbrechern, vielleicht sogar einer Bande. Obwohl es für einen konkreten Tatverdacht keinerlei Anhaltspunkte gab. Die Polizei richtete eine Sonderrufnummer ein, unter der jeder, der etwas wusste, sich melden konnte, auch anonym. Hunderte von Hinweisen gingen ein. Doch von den Mädchen keine Spur. Da die Kinder zudem in ganz verschiedenen Gegenden verschwunden waren, konnten sich die örtlichen Polizeidienststellen nicht einigen, wer für die Ermittlungen zuständig war. Man hatte die Mordkommission unter

Kriminalhauptkommissar Roche eingeschaltet, auch wenn die sich normalerweise nicht um Vermisste kümmerte. Aber bevor es zu einer Massenhysterie kam, machte man lieber eine Ausnahme.

Roche und seine Leute steckten bereits mitten in dem Fall, als das vierte Kind verschwand.

Melissa war mit ihren dreizehn Jahren die Älteste. Wie die meisten Mädchen in dem Alter hatte auch sie striktes Ausgehverbot – ihre Eltern wollten um jeden Preis verhindern, dass sie dem Triebtäter zum Opfer fiel, der das Land in Angst und Schrecken versetzte. Nur, dass die Ausgangssperre genau auf ihren Geburtstag fiel und Melissa für diesen Abend bereits etwas vorhatte. Also heckte sie mit ihren Freundinnen einen kleinen Fluchtplan aus, um in einem Bowling Center feiern zu können. Die Freundinnen kamen alle wohlbehalten dort an. Nur Melissa erschien nicht.

Danach begann eine chaotische Jagd nach dem Monster, an der sich auch die Bürger des Landes beteiligten, bereit, den Täter notfalls zu lynchen. Die Polizei richtete an allen Ecken und Enden Straßensperren ein. Personen, die bereits wegen Sexualdelikten eingesperrt hatten oder unter dem Verdacht standen, sich an Kindern vergangen zu haben, wurden noch schärfer als sonst kontrolliert. Die Eltern trauten sich nicht einmal mehr, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Viele Einrichtungen wurden wegen Schülermangels vorübergehend geschlossen. Die Menschen verließen ihre Wohnungen nur noch, wenn es absolut notwendig war, und ab einer gewissen Uhrzeit waren Dörfer und Städte wie ausgestorben.

Zwei Tage lang gab es keine neuen Vermisstenanzeigen. Manch einer dachte schon, die vielen Sicherheitsvorkehrungen hätten zu dem erhofften Erfolg geführt und den Triebtäter entmutigt. Doch das war ein Irrtum. Die Entführung des fünften Mädchens war besonders spektakulär. Das Kind wurde im Schlaf aus dem Bett geholt, ohne dass seine Eltern, die nebenan schliefen, das Geringste mitbekommen hätten.

Fünf kleine Mädchen, die alle innerhalb einer Woche verschwunden waren. Dann siebzehn lange Tage des Schweigens. Bis jetzt. Bis hier – zu diesen fünf in der Erde vergrabenen Armen.

Debby. Anneke. Sabine. Melissa. Caroline.

Goran blickte auf die im Kreis angeordneten Gräber. Fünf Hände, die einen makabren Ringelreigen tanzten. Man glaubte fast, die Mädchen singen zu hören.

»Ab sofort ist klar, dass es sich nicht mehr um Vermisstenfälle handelt«, sagte Roche und winkte die anderen zu einer kurzen Besprechung zu sich.

Das war eine Angewohnheit von ihm. Rosa, Boris und Stern versammelten sich um ihren Chef, verschränkten die Hände im Rücken und starrten auf den Boden, während sie ihm zuhörten.

»Ich denke an den, der uns heute Abend hierhergeführt hat und der für alles, was hier vor sich geht, verantwortlich ist«, begann Roche. »Wir sind hier, weil *er* es gewollt hat, weil *er* es sich so ausgedacht und für uns in die Wege geleitet hat. Denn diese ganze Vorstellung, meine Herrschaften, gilt niemand anderem als uns. Einzig und allein uns. Er hat sie gründlich vorbereitet. Sich auf den Augenblick, auf unsere Reaktion gefreut. Er wollte uns in Staunen versetzen. Uns zeigen, wie groß und mächtig er ist.«

Die anderen nickten. Wer immer der Täter war, er hatte ungestört agieren können.

Roche bemerkte, dass Goran, den er längst als Vollmitglied der Mordkommission betrachtete, abgelenkt war; sein starrer Blick verriet, dass ihm etwas durch den Kopf ging.

»Und du, Goran? Was meinst du als Kriminologe zu dieser Geschichte?«

Goran wandte leicht den Kopf ab: »Die Vögel«, sagte er. Mehr nicht.

Zuerst begriff niemand, was er meinte.

Aber das störte ihn nicht weiter: »Als ich hier ankam, ist

es mir nicht aufgefallen«, fuhr er fort. »Ich habe es erst jetzt bemerkt. Seltsam. Hört nur ...«

Aus dem dunklen Wald stieg das Gezwitscher Tausender Vögel.

»Sie singen«, sagte Rosa überrascht.

Goran wandte sich nach ihr um und nickte.

»Das liegt an den Scheinwerfern«, meinte Boris. »Sie verwechseln das Licht mit dem Tageslicht. Deshalb singen sie.«

»Ihr denkt, das ergibt keinen Sinn.« Diesmal sah Goran die anderen an, während er sprach. »Aber ich sage euch, es ergibt doch einen Sinn. Fünf in der Erde vergrabene Arme. Körperteile. Ohne Leib. Was ist daran schrecklich? Nüchtern betrachtet, eigentlich noch gar nichts. Ohne Körper kein Gesicht. Ohne Gesicht kein Individuum, kein Mensch. Wir müssen uns nur fragen: Wo sind die Mädchen? Denn sie sind ja nicht hier, in diesen Gräbern. Wären sie es, könnten wir ihnen in die Augen sehen, sie als Menschen wahrnehmen. Aber so? Seien wir ehrlich. Was wir heute Nacht gefunden haben, sind keine Menschen. Es sind *Teile* ... Also empfinden wir auch kein Mitleid. Und das sollen wir auch nicht. Wir sollen nur Angst empfinden. Leidtun dürfen uns diese kleinen Opfer nicht. Er möchte uns lediglich mitteilen, dass sie tot sind. Meint ihr nicht, hinter dieser Mitteilung steckt ein Sinn? Tausende Vögel, die mitten in der Nacht von einem unwirklichen Licht zum Singen gebracht werden ... Wir sehen sie nicht, aber sie sind da. Was sind diese Tiere? Einfache Lebewesen, einerseits. Andererseits aber auch etwas ganz und gar Unwirkliches, Ausgeburten einer Sinnestäuschung, einer Illusion. Vor Illusionisten aber gilt es sich in Acht zu nehmen. Das Böse tritt bisweilen in Gestalt der simpelsten Dinge auf und führt uns damit hinters Licht.«

Schweigen. Dem Kriminologen war es wieder einmal gelungen, die symbolische Bedeutung von etwas, so unscheinbar es auch sein mochte, prägnant herauszustellen; zu beleuchten, was andere oft übersahen oder – wie in diesem Fall – über-

hörten. Kleine Details, Nebensächlichkeiten, Nuancen. Den Schatten, der die Dinge umgibt, die dunkle Aura, hinter der sich das Böse verbirgt.

Jeder Mörder hat seinen persönlichen Stil: eine genau definierte Vorgehensweise, die ihm Befriedigung verschafft und auf die er stolz ist. Um ihn zu fassen, muss man sich seine Sicht der Dinge zu eigen machen, was sehr schwierig ist. Eben deshalb hatte man Goran gerufen. Seine Aufgabe war es, dem scheinbar unerklärlichen Bösen mit den beruhigenden Erkenntnissen der Wissenschaft zu Leibe zu rücken und ihm Einhalt zu gebieten.

In dem Augenblick kam einer der Tatortbeamten auf sie zu; er wirkte ratlos und wandte sich direkt an Roche: »Herr Hauptkommissar, es ist noch ein Arm dazugekommen. Damit sind es sechs.«

2

Der Musiklehrer hatte gesprochen.

Was an sich noch nichts Besonderes war. Viele allein lebende Menschen führen Selbstgespräche, wenn sie sich in den eigenen vier Wänden aufhalten. Auch Mila Vasquez dachte zu Hause manchmal laut.

Nein. Die Neuigkeit war etwas anderes. Und sie belohnte Mila für eine ganze Woche Arbeit. Seit einer Woche beobachtete sie aus ihrem auf der gegenüberliegenden Straßenseite geparkten, eiskalten Auto heraus das braune Haus. Seit einer Woche spähte sie mit einem kleinen Fernglas jede Bewegung des dicken, käsig aussehenden Mannes um die vierzig aus, der seelenruhig in seinem kleinen Reich umherwanderte und dabei ein ums andere Mal die gleichen Handlungen ausführte, als würde er den roten Faden zu einer Geschichte spinnen, deren Handlungsmuster nur er allein kannte.

Der Musiklehrer hatte gesprochen. Aber das wirklich Neue daran war, dass er diesmal einen Namen ausgesprochen hatte. Mila hatte ihn Buchstabe für Buchstabe auf seine Lippen treten sehen. *Pablo*. Das war für sie die Bestätigung, der Schlüssel zu dieser geheimnisvollen Welt. Jetzt war sie sicher. Der Musiklehrer hatte einen Gast.

Noch vor knapp zehn Tagen war Pablo ein Kind wie viele andere gewesen, ein achtjähriger Junge mit braunen Haaren und lebhaften Augen, der am liebsten auf seinem Skateboard durch die Siedlung düste. Hatte Pablo für seine Mutter oder seine Großmutter etwas zu erledigen, tat er es auf dem Skateboard. Er verbrachte Stunden auf dem Ding, immer die Straße rauf und runter. Für die Nachbarn, die ihn vor dem Fenster vorbeifahren sahen, war der kleine Pablito –

wie er von allen genannt wurde – ein fester Bestandteil der Viertels.

Vielleicht war das der Grund, warum an jenem Februarmorgen niemand etwas sah, in der kleinen Vorstadtsiedlung, wo jeder jeden kannte und die Häuser ebenso wie die Tage ihrer Bewohner einander glichen. Ein dunkelgrüner Volvo Van – der Musiklehrer hatte bewusst ein Familienauto gewählt, wie sie hier zu Dutzenden vor den Häusern standen – tauchte in der menschenleeren Straße auf. Die Stille eines ganz gewöhnlichen Samstagmorgens, unterbrochen nur vom leisen Knirschen des Asphalts unter den Autoreifen und vom lauten Schrammen eines Skateboards, das zunehmend an Schnelligkeit gewinnt ... Sechs lange Stunden mussten vergehen, bevor jemand merkte, dass von den Geräuschen dieses Samstags eines fehlte. Und dass der kleine Pablo an diesem sonnigen Morgen von einem widerlichen Schatten verschluckt worden war, der ihn von seinem heiß geliebten Skateboard getrennt hatte und nicht wieder herausrücken wollte.

Das vierrädrige Brett hatte reglos inmitten des Gewimmels von Polizeibeamten gelegen, die unmittelbar nach der Vermisstenanzeige das Stadtviertel in Beschlag nahmen.

Das war vor knapp zehn Tagen passiert. Und für den kleinen Pablo war es vielleicht schon zu spät. Zu spät für seine zerbrechliche Kinderseele. Zu spät, um ohne Trauma aus dem Albtraum zu erwachen.

Jetzt lag das Skateboard zusammen mit anderen Gegenständen, Spielzeug, Kleidern, in ihrem Kofferraum. Fundstücke, an denen Mila auf der Suche nach einer Fährte geschnuppert hatte und die sie schließlich zu diesem braunen Haus geführt hatten. Hier wohnte der junge Musiklehrer, der an einer höheren Schule unterrichtete und sonntagmorgens in der Kirche Orgel spielte. Der Vizepräsident des Musikvereins, der jedes Jahr ein kleines Mozartfestival organisierte. Der nichtssagende, schüchterne Junggeselle mit Brille, beginnender Glatze und schweißigen, weichen Händen.

Mila hatte ihn genau beobachtet. Das war ihr besonderes Talent.

Sie hatte ein konkretes Ziel vor Augen gehabt, als sie zur Polizei gegangen war, und diesem Ziel widmete sie sich seit Abschluss der Polizeischule mit Haut und Haar. Dabei ging es ihr weniger um die Verbrecher oder gar um das Gesetz. Nein, es gab einen anderen Grund, warum sie seit sieben Jahren unermüdlich jeden Winkel durchforstete, in dem widerliche Schatten sich ausbreiteten und alles Leben verfaulen ließen.

Als Mila Pablos Namen auf den Lippen seines Kerkermeisters las, spürte sie einen Stich im rechten Bein. Vielleicht rührte er daher, dass sie während des langen Wartens auf dieses Zeichen immer nur im Wagen gesessen hatte. Oder aber er kam von der Wunde in ihrem Oberschenkel, die sie mit zwei Stichen selbst genäht hatte.

Ich werde den Verband noch mal erneuern, nahm sie sich vor. Aber später, nicht jetzt. Und parallel zu dem Vorsatz reifte in ihr der Entschluss, auf der Stelle in das Haus einzudringen. Den Bann zu brechen und dem Albtraum ein Ende zu bereiten.

»Beamtin Mila Vasquez an Zentrale: Habe mutmaßlichen Entführer des kleinen Pablo Ramos ausgemacht. Wohnt in braunem Haus, Viale Alberas, Nummer 27. Mögliche Gefahrensituation.«

»Verstanden, Kollegin Vasquez. Wir ziehen ein paar Streifenwagen ab und schicken sie dir, aber das dauert mindestens dreißig Minuten.«

Zu lange. So viel Zeit blieb ihr nicht. So viel Zeit blieb Pablo nicht. Mila fürchtete, hinterher den Satz »Es war leider zu spät« verantworten zu müssen, und das trieb sie dazu, sich allein dem Haus zu nähern.

Die Stimme des Polizeifunkgeräts war nur noch als leises Krächzen im Hintergrund zu hören, während sie – die Pistole mit beiden Händen vorgestreckt und sich nach allen Seiten

umblickend – zu dem Palisadenzaun rannte, der das frei stehende Haus nur nach hinten begrenzte.

Eine riesige Platane überragte das Dach. Im Nu stand Mila vor dem Tor, das zum Hintereingang führte. Sie presste sich an die Holzpfähle und lauschte. Hin und wieder drangen Fetzen eines Rocksongs an ihr Ohr, vom Wind irgendwoher aus der Nachbarschaft herangetragen. Mila spähte über das Tor und sah einen gepflegten Garten mit Geräteschuppen und einem roten Gummischlauch, der sich quer über den Rasen zu einem Sprenger schlängelte. Ein Gasgrill, Gartenmöbel aus Plastik. Alles ganz normal. Eine malvenfarbene Tür mit Mattglas. Mila fasste mit einer Hand über das Tor und hob vorsichtig den Riegel an. Die Angeln quietschten, und sie öffnete das Tor gerade so weit, dass sie durchschlüpfen konnte.

Danach schloss sie es wieder; niemand, der aus dem Haus nach draußen sah, sollte eine Veränderung bemerken. Alles musste sein wie immer. Dann schlich sie auf das Haus zu, wie sie es in der Ausbildung gelernt hatte, jeden ihrer Schritte genau abwägend und immer auf Zehenspitzen, um keine Spuren im Gras zu hinterlassen. Dabei war sie angespannt wie eine Feder und hätte notfalls blitzschnell reagieren können. Wenige Sekunden später stand sie bereits neben dem Hintereingang, und zwar auf der Seite, von der aus sie keinen Schatten werfen würde, wenn sie sich vorbeugte, um ins Hausinnere zu spähen. Und genau das tat sie. Durch das Mattglas erkannte sie zwar keine Einzelheiten, aber die Umrisse der Möbel ließen darauf schließen, dass es sich um das Esszimmer handelte. Mila streckte vorsichtig die Hand nach der Türklinke aus und drückte sie nach unten. Das Schloss schnappte auf. Die Tür war nicht abgeschlossen.

Der Musiklehrer musste sich ziemlich sicher fühlen. Mila würde schon bald erfahren, warum.

Bei jedem Schritt gaben ihre Gummisohlen auf dem Lino-leumboden ein quietschendes Geräusch von sich. Sie zwang sich, so leise wie möglich aufzutreten, aber schließlich zog sie

die Schuhe aus und ließ sie neben einer Kommode stehen. Barfuß erreichte sie die Tür zum Gang. Jetzt hörte sie ihn sprechen.

»Dann bräuchte ich noch eine Packung Küchenpapier und eine Flasche Fliesenreiniger ... Ja, genau den. Außerdem bringen Sie mir bitte sechs Dosen Hühnersuppe, ein Pfund Zucker, die neue Fernsehzeitschrift und eine Schachtel Light-Zigaretten, die Marke dürfen Sie sich aussuchen ...«

Die Stimme kam aus dem Wohnzimmer. Der Musiklehrer tätigte seine Einkäufe per Telefon. War er zu beschäftigt, um das Haus zu verlassen? Oder wollte er seinen Gast keine Sekunde aus den Augen lassen?

»Ja, Viale Alberas Nummer 27, danke. Und bringen Sie gleich das Restgeld mit, ich habe leider nur fünfzig Euro im Haus.«

Mila ging der Stimme nach und kam dabei an einem Spiegel vorbei. Es war ein Zerrspiegel, wie man sie von Jahrmärkten kennt. Als sie neben der Zimmertür stand, streckte sie die Arme mit der Pistole aus, holte tief Luft und sprang mit einem Satz über die Türschwelle. Sie rechnete damit, ihn zu überraschen, möglicherweise von hinten, vor dem Fenster stehend und noch den Telefonhörer in der Hand. Eine perfekte, lebende Zielscheibe.

Doch sie hatte sich getäuscht. Das Wohnzimmer war leer, der Telefonhörer lag ganz normal auf der Gabel. Sie begriff, dass in diesem Zimmer niemand telefonierte hatte, und im selben Augenblick spürte sie die eiskalte Berührung einer Pistole im Nacken. Er stand hinter ihr.

Der Musiklehrer hatte sich perfekt abgesichert: Das kreischende Gartentor, der quietschende Linoleumboden waren Alarmsignale, die ihm mögliche Eindringlinge anzeigten. Das vorgetäuschte Telefonat war der Köder, mit dem er seine Beute anlockte. Und der Zerrspiegel bot ihm die Möglichkeit, sich unbemerkt anzupirschen. Alles war Teil eines Hinterhalts.

Sie spürte, wie er von hinten die Hand nach ihrer Dienst-

waffe ausstreckte. Mila überließ sie ihm. »Du kannst mich erschießen, aber es wird dir nichts bringen. In ein paar Minuten sind meine Kollegen hier. Gib lieber auf, du hast nicht die geringste Chance.«

Er antwortete nicht. Sie hatte das Gefühl, ihn aus den Augenwinkeln zu sehen, und es kam ihr so vor, als würde er lächeln.

Der Musiklehrer trat einen Schritt zurück. Die Pistole hatte sie jetzt nicht mehr im Nacken, aber noch immer spürte sie die magnetische Anziehungskraft zwischen ihrem Kopf und der Kugel im Lauf. Der Mann ging langsam um sie herum und trat endlich in ihr Blickfeld. Er starrte sie einen Moment lang an, ohne sie jedoch wirklich zu sehen. Mila hatte das Gefühl, in seinen Augen den Vorhof der Hölle zu erblicken.

Der Musiklehrer drehte sich um und wandte ihr furchtlos den Rücken zu. Er ging sicheren Schritts auf das Klavier zu, das an der Wand stand. Setzte sich auf den Hocker davor und blickte auf die Klaviatur. Die beiden Pistolen legte er ganz links ab. Dann hob er kurz die Hände, bevor er sie erneut auf die Tasten senkte.

Während sich Klänge von Chopin im Raum ausbreiteten, rang Mila nach Luft, sämtliche Muskeln und Sehnen ihres Halses waren angespannt. Die Finger des Musiklehrers glitten leicht und anmutig über die Tasten. Und die süßen Klänge zwangen Mila, der absurden Darbietung wie hypnotisiert zu folgen.

Doch dann gab sie sich einen Ruck und begann langsam rückwärts zu gehen, bis sie sich wieder im Korridor befand. Von der Melodie verfolgt, machte sie sich daran, hastig die Zimmer zu durchsuchen. Sie ging alle ab, eins nach dem andern. Das Büro. Das Bad. Die Speisekammer.

Bis zu der geschlossenen Tür.

Mila stemmte sich mit der Schulter dagegen. Da ihre Schenkelwunde schmerzte, verlagerte sie das ganze Gewicht auf das Schultergelenk. Bis die hölzerne Tür nachgab.

Zunächst drang nur das dämmrige Licht des Korridors in den Raum, dessen Fenster zugemauert schienen. Mila folgte dem blassen Lichtstrahl in die Dunkelheit, bis sie einem Paar glänzender Augen begegnete, die ihren Blick wie versteinert erwiderten. Sie gehörten tatsächlich Pablito, der, die Beine an den mageren Oberkörper gezogen, auf dem Bett kauerte und nichts als eine Unterhose und ein Hemdchen trug. Er versuchte zu begreifen, ob er Angst haben musste, ob Mila auch zu seinem Albtraum gehörte oder nicht.

Sie sagte, was sie immer sagte, wenn sie ein Kind wiederfand. »Wir müssen gehen.«

Er nickte kurz, streckte ihr die Arme entgegen und umschlang ihren Hals. Mila lauschte angespannt auf die Musik, die unterdessen weiterspielte und sie zur Eile mahnte. Was, wenn das Stück nicht lange genug andauerte und ihr keine Zeit blieb, das Haus zu verlassen? Eine seltsame Furcht erfasste sie. Sie hatte ihr Leben und das der Geisel aufs Spiel gesetzt. Und jetzt hatte sie Angst. Angst, noch einmal etwas falsch zu machen. Angst, beim letzten Schritt, dem, der sie aus diesem verdammten Haus hinausbringen sollte, noch zu stolpern. Oder zu entdecken, dass dieses Haus sie nie mehr gehen ließ, dass es sich wie ein Spinnennetz über sie legte und auf ewig gefangen nahm.

Doch die Tür ließ sich öffnen, und draußen wurden sie vom Tageslicht empfangen, das zwar noch etwas fahl, aber ungeheuer beruhigend war. Als ihr Herz langsamer schlug und sie sich nicht mehr um die Pistole zu kümmern brauchte, die sie in dem Haus zurückgelassen hatte, als sie Pablo noch fester an sich drückte, um ihm alle Angst zu nehmen, da näherte sich der Kleine ihrem Ohr und flüsterte: »Kommt sie denn nicht mit?«

Mila blieb wie angewurzelt stehen, ihre Füße waren auf einmal bleischwer. Sie wankte, verlor jedoch nicht das Gleichgewicht. »Wo ist sie?«, fragte Mila überraschend ruhig, weil ein entsetzlicher Verdacht ihr die Kraft dazu gab.

Das Kind hob den Arm und deutete mit dem Zeigefinger zum zweiten Stockwerk hinauf. Das Haus starrte sie aus seinen Fenstern an und lachte ihr mit der offen stehenden Tür höhnisch ins Gesicht.

Doch da wich die Angst von ihr. Mila legte die letzten Meter zu ihrem Wagen zurück, setzte den kleinen Pablo auf dem Rücksitz ab und sagte im Ton eines feierlichen Versprechens: »Ich bin gleich zurück.«

Dann ließ sie sich abermals von dem Haus verschlucken.

Mila stand am Fuß der Treppe. Sie wusste nicht, was sie dort oben erwartete. Die Hand auf dem Geländer, stieg sie langsam hinauf. Auch jetzt waren es die Klänge Chopins, die sie bei ihrer Erkundung begleiteten. Ihre Füße erklommen Stufe um Stufe, während sie sich an den Handlauf klammerte, der sie von jedem weiteren Schritt zurückhalten wollte, wie ihr schien.

Völlig unerwartet brach die Musik ab. Mila erstarrte, während ihre Sinne auf Hochtouren arbeiteten. Dann der trockene Knall eines Schusses, ein dumpfer Schlag und das dissonante Klimpern der Klaviertasten. Mila rannte jetzt ins obere Stockwerk hinauf. Vielleicht war das ja auch nur eine Falle. Die Treppe machte eine Krümmung und ging in einen engen Korridor mit einem dicken Teppich über. Am Ende ein Fenster, davor eine menschliche Gestalt. Zartgliedrig, schmal, im Gegenlicht; sie stand mit den Füßen auf einem Stuhl, den Hals und die Arme nach einem Strick ausgestreckt, der von der Decke baumelte. Mila sah, dass sie den Kopf in die Schlinge stecken wollte, und schrie.

Die Gestalt versuchte, sich zu beeilen. Denn so war es ihr beigebracht worden, so hatte er es ihr eingetrichtert. *Wenn sie kommen, musst du dich umbringen.* Sie – das waren die anderen, die Außenwelt, all jene, die nichts verstehen und niemals verzeihen würden.

Mila stürzte auf die Frau zu, doch plötzlich hatte sie das Gefühl, in die Vergangenheit einzutauchen. Vor vielen Jah-

ren, in einem anderen Leben, war diese Frau ein Mädchen gewesen.

Mila erinnerte sich genau an sie, an ihr Foto. Sie hatte es gründlich studiert, sich ihr Gesicht Zug um Zug eingeprägt, jedes Fältchen im Geist nachgezeichnet, jede Besonderheit, ja selbst den kleinsten Makel der Haut in ihr Gedächtnis eingebrannt.

Und dann diese Augen, deren gesprenkeltes Blau so leuchtend war, dass sich das Blitzlicht der Kamera ungebrochen darin spiegelte. Die Augen eines zehnjährigen Kindes, Elisa Gomes. Das Foto war ein Schnappschuss, den der Vater bei irgendeinem Fest aufgenommen hatte, während das Kind Geschenke auspackte. Mila hatte sich die Szene vorgestellt, den Vater, der seine Tochter beim Namen rief, damit sie sich nach ihm umdrehte. Und Elisa, wie sie ihm das Gesicht zuwandte und noch nicht einmal Zeit hatte, überrascht zu sein. Was mit bloßem Auge normalerweise gar nicht zu erkennen war, hatte die Kamera eingefangen und verewigt: den wundervollen Entstehungsmoment eines Lächelns, die Sekunde, bevor es auf den Lippen erblüht und die Augen wie aufgehende Sterne zum Strahlen bringt.

Deshalb hatte sich Mila auch nicht darüber gewundert, dass die Eltern von Elisa Gomes ihr ausgerechnet dieses Foto gaben, als sie um ein neueres Bild der Tochter bat. Sicher, die Aufnahme war aufgrund des Gesichtsausdrucks, den Elisa darauf zeigte, eher ungeeignet gewesen; mit einem solchen Bild ließ sich am Computer nicht rekonstruieren, wie sich die Gesichtszüge des Kindes im Lauf der Jahre verändern würden. Milas Kollegen hatten sich beschwert, aber ihr war das egal gewesen. Für sie hatte dieses Bild etwas Besonderes, eine bestimmte Energie. Und genau die galt es zu suchen. Nicht eins von hundert Gesichtern, ein Mädchen unter tausend anderen. Sondern genau *dieses* Mädchen mit genau *diesem* Leuchten in den Augen. Sofern es ihm nicht längst jemand geraubt hatte ...

Mila fing die junge Frau im letzten Moment auf, indem sie

ihre Beine umschlang und sie daran hinderte, sich mit ihrem ganzen Gewicht in die Schlinge fallen zu lassen. Die Frau wehrte sich, strampelte und schrie – bis Mila sie bei ihrem Namen nannte.

»Elisa«, sagte sie mit unendlich sanfter Stimme.

Und die junge Frau erkannte sich wieder.

Sie hatte vergessen gehabt, wer sie war.

Die langen Jahre der Gefangenschaft hatten ihre Identität zunichtegemacht, Stück für Stück, Tag um Tag. Bis dieser Mann ihre ganze Welt ausmachte und der Rest der Welt sie vergessen hatte. Niemand würde kommen und sie retten, niemals.

Elisa sah Mila voller Verwunderung an, beruhigte sich langsam und ließ sich schließlich aus diesem verdammten Haus führen.